

Nr. 162. Bromberg, den 18. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(6. Fortsetzung.)

Das Schiff verließ langsam den Hafen. Im blaugoldenen Herbstsonnenschein lag Hamburg mit seinen Häusern, seinen hohen Türmen, die kleinen Fleets. Noch einmal umfaßte Friede das Bild des Hafens mit seinem Gewirr von Masten, von Schiffen, seinem Hin und Her von vorüberflitzenden Motorbarkassen.

Vorbei, vorbei — das Schiff fuhr weiter. An der „Alten Liebe" vorüber. Noch einmal ragte das gewaltige Bismarckdenkmal wie das Wahrzeichen deutscher Kraft mächtig in die Luft. Aber alles wurde verdunkelt durch die Tränen in Friedes Augen.

„Senorita, haben Sie schon Ihre Kabine gesehen?" fragte eine bettelnde Stimme neben ihr. Potosi stand da.

Sie hatte ihn in diesem ganzen Abschiedstrubel vergessen. Und er war zu taktvoll gewesen, sich zu melden.

„Ah, Senor Potosi! Nein. Denken Sie, ich war wirklich ein bißchen sentimental geworden. Aber ich will nun nicht mehr zurückschauen."

Friede warf den blonden Kopf zurück, daß die eine Locke unter dem Reisemützchen ihr heftig übers Gesicht wehte. „Ich will nur noch vorwärtsdenken."

„Recht so, Senorita, recht so, denken Sie nur an all das Schöne, was von Ihnen liegt und an die Triumphe, denen Sie entgegengehen."

Potosi ging an Friedes Seite ihrer Kabine zu.

„Aber das ist ja ein Blumenmeer", sagte sie erfreut und dankbar. Tatsächlich waren die beiden Räume, die für sie belegt worden waren — ein kleines Vorzimmer in gelbem Zitronenholz mit lichtblau seidenen Dammastsesseln, und die Kabine, ein Traum aus Weiß und Rosenfarben und blitzendem Messing —, völlig angefüllt mit Blumen.

„Von wem ist denn das alles?"

Stolz erklärte Potosi:

„Das sind Willkommengrüße der Hapag und verschiedener Passagiere, außerdem der mexikanischen Kolonie Hamburgs und das hier," er wies auf den Schreibtisch in dem kleinen Vorraum —

„Weiß schon, Senor, das ist von Ihnen."

Friede vergrub ihr Gesicht in dem kühlen, duftenden Strauß herrlicher Rosen.

Wie gut Senor Potosie war, wie rührend er an sie dachte. Und doch, sie hätte das ganze Blumenmeer hier hergegeben für ein kleines Wort von Peter Ott.

*

Herbst. In der Ebene liegt er noch in voller Wärme und mit Glanz der Sonne. Mit einer weichen Luft, die Erinnerung sein könnte an Sommer. Hier oben ist der Herbst anders. Sommerfäden fliegen zerfetzt über die kahlen Stoppeln. Am Brombeerstrauch hängen die letzten Beeren. Sie konnten nicht mehr reifen. Kurz bleibt die Sonne nur in dieser Gegend. Armes Land, denkt Peter Ott. Er fährt im holprigen Bauernwagen schon ein paar Stunden aufwärts. Das Pferd sieht ausgemergelt aus. Der Kutscher mager, mit einem kantigen, wie vertrockneten Gesicht.

„Halten Sie mal, ich steige aus, der Gaul kann es ja nicht schaffen. Wenig Hafer gekriegt? Dabei wächst doch Hafer bei euch."

Der Kutscher zuckt die Schultern:

„Brauchen wir selber, Herr, da bleibt nicht viel für's Vieh. Wir ernten wenig hier heroben. Na, hü!" Er knallt mit der Peitsche. Der magere Gaul klimmt aufwärts.

Peter Ott schaute sich um. Wie wenig besiedelt dies Land ist. Jämmerliche Hütten. Kleinbauern, die nichts an ihr Besitztum wenden können. Viele Gehöfte noch strohgedeckt. Winzige Ställe — alles an die Bergkanten wie angeklebt. Sicher steht in den meisten kaum eine Kuh. Und noch weniger ein Pferd. Die Kinder am Wege sehen elend aus. Die Frauen scheinen so müde. Sie haben Kartoffelsäcke über dem Rücken. An den aufgehackten Furchen sieht Peter, auch die Kartoffeln sind jämmerlich und klein. Der ganze Boden sieht wie ausgemergelt aus, sicher fehlt ihm der nötige Dünger. Vermutlich jahrzehnte lang ausgenutzt. Nun gibt die Erde überhaupt nichts mehr her. Wovon wollten diese armen Menschen hier auch Thomasmehl, Kainit, Kalisalze und andere Düngemittel bezahlen? Dazu gehört Geld und hier sah es nach schlimmer Armut aus, die deutsche Heimat, in dem letzten Herbstlicht! In schöner Linie schwangen die braunen abgeernteten Felder. Auf den Feldern gingen Gespanne von Pferden und Ochsen. Winzig sahen sie aus, wie Spielzeug. Die kahlen Höhen schoben sich hintereinander. Dieser Kegel dort mußte die Wasserkuppe sein, und die blaue Linie dahinter das Massiv des Rhöngebirges. Segelflieger zogen wie große Vögel ruhig ihre Bahn. Die unbewaldeten Höhen stiegen immer mächtiger auf und formten sich dort drüben zu einem großen Berggipfel.

Peter Ott ging mit gleichmäßig, weit ausgreifenden Schritten neben dem Wagen her. Freude machte es, so zu wandern, aufwärtszusteigen.

„Erklären Sie mir doch einmal die Landschaft", rief er zu dem Kutscher hinauf, „ich kann die Karte hier im Winde nicht ausbreiten."

Der Kutscher wies mit dem Peitschenstock in die Runde.

„Dort der Oberwald, der Taufstein, das sind die 7 Ahern, das dort rechts die Herchenhainer Höhe, und das dort der Hoherodtskopf."

„Ich denke, jetzt können Sie wieder einsteigen, Herr. Jetzt sind wir auf der Höhe. Da schafft's der Gaul wieder bis an den Fuß der Hoherodtskopfsburg."

„Alles Moor hier herum?"

„Jawohl, Herr, ein paar Wiesen haben wir ja, aber das meiste ist doch Moor."

„Wie lange ist es noch bis zum Hoherodtskopf?"

„Um 6 Uhr sind wir da. Na, hü!"

Peter sitzt im Wagen; er knöpft seine Windjacke zu, die Luft geht scharf hier oben. Immer kahler wird der Weg. Die Ebereschenbäume mit ihren feuerroten Früchten bleiben zurück. Ein paar Hagebuttensträucher wehen im

Winde. Nun kurzes Riedgras. Ein Raubvogel fliegt hoch oben im Silbergrau des Abendhimmels, und dort wächst die Hoherodtskopfsburg näher aus dem Silbergrau heraus.

Punkt 6 fahren sie in den Burghof ein, durch ein verwittertes Tor mit einem alten Wappen, von dem ein Stück abgebrochen ist. Verwahrlost sieht hier alles aus und einsam.

Die Hufe des Pferdes klingen hart auf dem Kopfpflaster des Hofes. Ein alter Mann kommt aus einem Zimmer heraus.

Wie Rübezahl, denkt Peter Ott bei sich, als er den Alten mustert. Er ist riesengroß mit einem langen weißen Bart und durchdringenden grauen Augen im verwitterten Gesicht.

„Peter Ott", stellt Peter sich vor.

„Engelrodt", sagt der alte Mann mit einer tiefen Stimme. Peter streckt ihm die Hand entgegen, aber der Alte nimmt sie nicht gleich. Er prüft Peter mit seinen Augen.

Vor dem möchte ich auch nicht mit schlechtem Gewissen dastehen, denkt Peter.

Eben so prüfend und ruhig schaut er den alten Mann an. Trotz der abgetragenen grünlichen Jägerjoppe, der mächtigen nägelbeschlagenen Schaftstiefel hat er etwas Aristokratisches. Nur die Pfeife, aus der er qualmt, hat nichts davon. Zichorien und Tabak gemischt, denkt Peter und unterdrückt ein Husten.

Die Prüfung des Alten scheint zu Peters Gunsten ausgefallen zu sein. Jetzt reicht er ihm eine mächtige braungebrannte Hand:

„Willkommen, Herr Ott. Treten Sie näher. Wir wollen mal die Schose miteinander besprechen, obwohl ich nicht viel rede. Wir Hessenbauern sind von jeher schweigsam gewesen."

„Viel wird auch nicht zu reden sein, Herr Engelrodt; die Hauptsache, wir werden einig."

„Ja, wenn wir das werden, Herr Ott. Na, kommen Sie mal, wollen mal rauf in mein Turmzimmer gehen. Einer der wenigen Räume der Hoherodtskopfsburg, die man noch bewohnen kann. Vorsicht, Wendeltreppe! Die Stufen sind schon verdammt ausgetreten. Hoffentlich leiden Sie nicht an Schwindel."

„Ich? Wenn Sie wüßten, Herr Engelrodt, wie ich in Mexiko manchmal geklettert bin. Dagegen ist das hier noch eine hochherrschaftliche Freitreppe." — Sie können nur langsam steigen. Eng windet sich die Treppe empor.

„Schon viel in der Welt herumgekommen?" fragt der alte Herr.

„Ja, ziemlich."

„Und was bringt Sie dann hier in diesen weltverlorenen Winkel?"

„Das werd' ich Ihnen dann oben erzählen, Herr Engelrodt."

Sie sind oben angelangt, Engelrodt öffnet eine Tür:

„Das ist mein Turmgemach. Hübsch, was?"

„Wie aus dem Mittelalter", sagt Peter Ott anerkennend. Tatsächlich sieht dieser Raum hier aus wie ein mittelalterlicher Trinkraum. Er ist ganz mit altem rauchgeschwärztem Ebenholz getäfelt. Tiefe, kissenbelegte Stühle, von einer Peter bisher unbekannten Größe, waren aus der Täfelung herausgeschnitzt.

Das einzige, was hier nicht hineinpaßte, war ein alter Schreibsekretär, der aber auch schon reichlich wurmstichig aussah.

„Elegant ist's hier nicht", meinte der alte Herr gleichmütig. „Aber dafür die Aussicht!"

In der geschnitzten Trinknische waren die kleinen bleigefaßten Fenster weit geöffnet. Peter stand und schaute. Das Land, das sich ihm vorhin nur zum Teil beim Aufwärtsfahren und Aufwärtsschreiten gezeigt hatte, lag nun ganz weit ausgebreitet vor ihm. Er konnte unendlich weit sehen, bis hinüber zu der im Abenddunst verschwimmenden Ebene.

„Kennen Sie die Gegend hier schon, oder soll ich sie Ihnen erklären?"

Der Kutscher hat es vorhin schon getan, Herr Engelrodt, aber so umfaßend und großzügig habe ich mir den Blick doch nicht gedacht."

„Ja wenn's hier oben nicht so schön wäre, würde es auch keiner aushalten. Aber wir alle sind verwachsen mit diesem Grund und Boden. Ich glaube, wenn man uns in die fruchtbarste und schönste Gegend verpflanzen wollte, wir würden's nicht mögen. Dabei ist das Leben hier verflucht hart. Moor und Moor und nochmal Moor."

„Die Armut der Gegend habe ich schon erkannt, Herr Engelrodt. Werden denn hier nicht wenigstens Torfbrikette und Ziegel hergestellt?"

„Nur für den eigenen Bedarf unserer Bauern. Großproduktion lohnt sich nicht. Wer feuert oder baut heutzutage noch mit Torf?"

Peter schwieg, er sah auch die Flüsse, die zwischen den Wiesen zu Tal gingen. Nach allen Himmelsrichtungen verzweigten sie sich in die Täler, die in flachen Wiesenmulden ausliefen, oft bis zu 200 Meter tief. Engelrodt erklärte:

„Da, der Nidder, der endet am Main; da drüben die Ohm wendet sich zur Lahn, und die Altfeld und Lüder begehren die Fulda. Was dem einen zum Segen wird, wird dem andern zum Fluch. In manchen Gegenden würde man viel darum geben, soviel Wasser zu haben. Wir müssen dagegen ankämpfen. Und das ist nur ein geringer Teil dieses Wasserreichtums."

„Und die vielen Möglichkeiten, die hier in der Bau- und Eisenindustrie geboten werden können, bleiben gleichfalls unberücksichtigt?"

„Früher gab es das alles, Herr Ott. Vor dem Weltkriege, da belieferten wir die Bauindustrie mit Basaltsteinen und verkauften auch unsere Eisenerze in alle Welt, aber jetzt haben sie plötzlich herausgefunden, daß anderswo hochwertige Eisenerze gefunden werden. Nur in Nidderthal gibt es noch ein Werk, das sie verarbeitet. Und davon können natürlich auch keine Hunderte von Menschen leben. Es ist eine jämmerliche Armut hier. Der Bauer muß ein Stück Vieh nach dem andern verkaufen, weil es hier auf diesem kargen Boden kein Futter mehr findet."

„Dann müßte man andere Viehsorten hierher verpflanzen, anspruchslosere, die auch hier noch im Gestein etwas finden."

„Na ja, Ziegen halten sich die Leute hier ja, aber damit ist nicht viel zu machen."

Nein, Ziegen meinte Peter nicht. Er war jetzt mit seinen Gedanken tief drinnen in Mexiko, sah die anspruchslosen Bergschafe hoch oben in den Bergen weiden, da, wo der Boden nicht besser war als hier. Aber es blieb immer dasselbe: die Heranschaffung ausländischen Viehes kostet viel. Wer konnte wissen, ob es sich überhaupt dem Klima und den ganzen veränderten Lebensbedingungen hier anpassen würde? Trotzdem fragte er Engelrodt danach.

„Mit Klettervieh haben wir auch schon Versuche gemacht, Herr Ott."

Der alte Mann freute sich sichtlich über Peters Interesse.

„Aber die Kletterziegen und Schafe aus der Heide, die wir ansetzten, konnten absolut nicht vorwärtskommen. Nein, nein, die einzige Möglichkeit, um unseren Bauern zu helfen, ist und bleibt die Moorkultur."

„Haben Sie schon irgendwelche Gutachten eingeholt?

Engelrodt nickte beifällig:

„Die Analyse, die auf meine Veranlassung von dem Verein für Moorkultur im Deutschen Reiche im vorigen Jahre gemacht wurde, ergab ausgezeichnete Resultate. Wenn Sie wollen, können Sie sofort Einsicht darin nehmen." Er holte aus einem alten geschnitzten Wandschrank ein Aktenbündel heraus, das er auf dem Tisch in der Nische ausbreitete. Schweigend vertiefte sich Peter in die Mitteilungen. Die Aufgabe, die ihm hier geboten wurde, reizte ihn. Es fragte sich nur, ob die notwendigen Mittel, von denen sein Gehalt nur den kleinsten Teil beanspruchen würde, bereitgestellt werden konnten.

Engelrodt verhielt sich gleichfalls schweigend, solange Peter las. Er qualmte dicke Rauchwolken aus seiner langen Pfeife. Aber jetzt störte es Peter nicht mehr, denn er war ganz vertieft in die vor ihm ausgebreiteten Berechnungen und Aufzeichnungen. Sein Gesicht schloß sich fest zusammen. Eine tiefe Denkfalte lag zwischen seinen Brauen. Der wäre der Richtige, dachte der alte Mann, soll mich wundern, ob ich mich in dem Jungen irre oder nicht. Aber soviel Idealismus, wie er besitzen müßte, um hier zu arbeiten, darf man wohl heutzutage von keinem mehr erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe auf das erste Inserat.

Skizze von Wilhelm Lichtenberg.

Nach langem Zögern und harten Kämpfen mit sich selbst hatte sich Wolfgang Seebusch endlich entschlossen, das lange beabsichtigte Heiratsinserat in die Zeitung einrücken zu lassen: „Kinderloser Witwer, 42 Jahre alt, in guten Verhältnissen, sportliebend und musikalisch, höheren Lebensformen zugewendet, sucht ernste Ehebekanntschaft mit ebensolcher Dame, nicht über 35 Jahren." Und dann wartete er zwei bange Tage auf das, was sich jetzt ereignen würde.

Der erste Brief, der auf diese Anzeige einlief, verursachte ihm einiges Herzklopfen, ehe er die Überwindung aufbrachte, ihn zu öffnen und zu lesen. Er war sich dessen bewußt, so etwas wie ein Schicksal, ein verschlossenes, geheimnisvolles Schicksal, in Händen zu haben. Aber schließlich hatte er nicht inseriert, um seinen Philosophien nachzuhängen, sondern in der ganz ernsten Absicht, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zu einer Gefährtin seiner reiferen Mannesjahre zu gelangen.

Mit einem kräftigen Atemzug langte er nach dem Papiermesser und schlitzte das Kuvert so ordentlich auf, wie es immer schon seine Gewohnheit gewesen war. Der erste Eindruck war niederschmetternd. Der Briefbogen, im übrigen sehr vornehm und repräsentativ, hatte einen Firmenaufdruck! Und gerade von den Briefbogen mit Firmenaufdruck hatte er sich die letzten Jahre über so weggesehnt, daß er schließlich die Absicht faßte, wieder in eine Ehe zu flüchten.

Noch niedergeschlagener wurde Wolfgang Seebusch, als er den Kopf dieses Briefbogens langsam und mit unwilligem Kopfschütteln las: „Internationales Ehe-Anbahnungs-Institut „Hymenea", Inhaberin Dorothea Tieck." Unter allen Möglichkeiten, auf die er schließlich bei Aufgabe des Inserats hatte gefaßt sein müssen, schien ihm diese als die absurdeste und beschämendste! Seine Frau durch ein Internationales Ehe-Anbahnungs-Institut zu suchen und vielleicht zu finden . . . Nein, das ging ihm ganz wider den Strich. Und er war schon fest entschlossen, diesen Brief in die tiefste Tiefe seines Papierkorps zu versenken, als ihn irgend etwas — entweder die Anordnung der Zeilen oder die Unterschrift der Inhaberin, ganz genau konnte er sich darüber nicht Rechenschaft geben — dazu bestimmte, die wenigen Zeilen doch zu lesen.

„Sehr geehrter Herr! Sie werden natürlich erschrecken, wenn Sie lesen, daß es eine sogenannte „Ehevermittlung" wagt, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Bitte, zügeln Sie nur wenige Augenblicke, Ihren begreiflichen Ärger. Vielleicht stimmt es Sie milder, wenn ich Ihnen sage, daß ich selbst Witwe bin und es jetzt auf diese Weise versuche, mir eine neue, unabhängige Existenz aufzubauen. Bedenken Sie, sehr geehrter Herr, daß die Ehe auf alle Fälle ein Hasard ist! Auch dort, wo es sich um eine sogenannte Liebesheirat handelt. Man kann Glück haben, gewiß. Und es ist nicht einzusehen, warum Sie dieses Hasard des Suchens und Findens nicht auch an meinem Tisch spielen sollen. Die Sache wird so diskret wie möglich gemacht. Ich glaube auch schon das Richtige für Sie gefunden zu haben. Jedenfalls schließt die Art, wie mein Institut Bekanntschaften anbahnt und vermittelt, alles Peinliche aus. Ich verlange von Ihnen nicht, daß Sie mich in meinem Bureau aufsuchen. Sie sollen keine Formulare ausfüllen, keine speziellen Wünsche angeben und Photos zur gefälligen Ansicht auflegen. Sie sollen sich nur morgen nachmittag um fünf Uhr im Esplanaden-Café einfinden. Dort sehen Sie die Dame, die ich für Sie in Aussicht genommen habe. Eine weiße Rose in ihrem Wasserglas wird Ihnen den Weg weisen. Sehen Sie auf den ersten Blick, daß Ihnen die Dame nicht entspricht, verpflichtet Sie nichts, an ihren Tisch zu gehen. Und auch die Dame wird nach einer Viertelstunde vergeblicher Wartezeit der Peinlichkeit überhoben sein, von Ihnen abgewiesen zu werden. Das Geschäftliche wird dann nachher, wenn zwischen Ihnen beiden alles in Ordnung ist, ausgemacht und festgelegt. Ich wünsche Ihnen einen vollen Erfolg und bin Ihre sehr ergebene Dorothea Tieck, Internationales Ehe-Anbahnungs-Institut."

Wolfgang Seebusch war natürlich fest entschlossen, nicht in das genannte Kaffeehaus zu gehen. Und er war so lange fest entschlossen, bis er sich am Nachmittag um fünf Uhr durch die Drehtür hineinspülen ließ. Einen Augenblick lang hielt er die Augen geschlossen, weil er fürchtete, die Dame mit der weißen Rose im Wasserglas habe sich mit einem unverschämten, herausfordernden Lächeln — oh, er sah dieses Lächeln vor sich! — ganz vorn an den Eingang postiert. Und er war — nachdem er die Augen wieder geöffnet hatte — glücklich, weit und breit keine weiße Rose zu sehen.

Trotzdem ging er durch den Raum. Mit angehaltenem Atem zwar und etwas schwankenden Schrittes — aber er ging. Und plötzlich sah er von weitem ein winziges weißes Rosenknöspleín in einem Wasserglas blinken. Sie! Zuerst wagte er es natürlich nicht, hinzusehen; aber mit der Zeit fand er doch so viel Mut, hinter einem Pfeiler versteckt, zu dem Tisch der Dame hinüberzublinzeln.

„Reizend!" rief er und erschrak über sich selbst. Ein blondes Köpfchen, das sogar echt zu sein schien, zwei neugierig auslugende Augen, ein zartes Oval das Gesichtchen (er dachte tatsächlich in Diminutiven) und ein Figürchen, wie er es immer schon geträumt hatte . . . Keine Modefigur, sondern eine edle, trainierte Schlankheit, die kein Erbarmen wegen der Hungerqualen der Besitzerin aufkommen ließ.

Und jetzt war er auch schon fest entschlossen, sich diesem reizenden Wesen vorzustellen. Er wartete nur den Augenblick ab, da der Tisch der Dame ziemlich frei lag, und ging dann auf sie zu. „Gestatten Sie — Wolfgang Seebusch!" stellte er sich vor.

„Ach, Sie sind es!" sagte die Dame mit einem leicht verlegenen Lächeln und streckte ihm die Hand entgegen. Und dann machte sie ihm mit einer reizenden Bewegung neben sich Platz, indem sie ihr Täschchen und ihren Schirm beiseitelegte.

„Es ist einigermaßen seltsam und peinlich", begann er das Gespräch, „daß ich hier . . . im Kaffeehause . . ."

„Aber warum denn?" fragte die Dame jetzt schon ganz unbefangen. „Man muß nur Mut haben im Leben. Und sich von diesen dummen Vorurteilen, die uns das ganze Leben zerstören, frei machen. Dann ist ja alles so natürlich und so selbstverständlich."

„Finden Sie?" fragte er schon ziemlich erleichtert und betrachtete sie entzückt von der Seite.

„Ja", nickte sie sehr ernsthaft. „Ich sehe nicht ein, warum man sich vom Schicksal immer überraschen lassen muß. Man kann sich doch auch einmal ein Stelldichein mit ihm geben."

„Sie haben ganz recht! Aber es wird uns in unserer Jugend so viel Schüchternheit, so viel Ehrfurcht vor dem Zufall anerzogen, daß wir ein Leben lang nicht mehr zu den natürlichsten und einfachsten Dingen gelangen."

In diesem Augenblick erschien eine etwas ältere Dame am Tisch, ziemlich geschmacklos angezogen, dick geschminkt und ganz auf Wirkung hergerichtet. Wolfgang erschrak und wußte sofort: Die Heiratsvermittlerin! Wie entsetzlich! Sie stört gerade im ungeeignetsten Moment! Wie überflüssig, mich jetzt daran zu erinnern, daß mich ein Brief mit Firmenaufdruck mit dieser bezaubernden Frau zusammengeführt hat.

Er reichte der Heiratsvermittlerin kühl und unglaublich zurückhaltend die Hand und gab ihr durch ein anhaltendes Schweigen zu verstehen, wie sehr sie hier störe. Eine peinliche Pause entstand. Frau Dorothea Tieck mußte sich wohl selbst sehr überflüssig hier vorkommen, weil sie in ihrer Befangenheit die Puderdose hervorzog und ihr etwas feistes Gesicht zu bearbeiten begann.

Wolfgang neigte sich zu seiner Dame nieder und flüsterte ihr zu: „Warum geht diese unmögliche Person denn nicht? Wer hat sie gerufen? Was will sie hier?" Die Dame erschrak und winkte ihm mit einem entsetzten Blick, zu schweigen. Aber die Heiratsvermittlerin schien die Worte Wolfgangs doch aufgefangen zu haben, denn sie erhob sich jetzt mit großer Empörung und verließ mit ein paar sehr kräftigen Worten den Tisch.

„Um's Himmels willen! Was haben Sie gegen die Arme?" fragte die reizende Blonde sehr betreten. „Gefällt Sie Ihnen denn nicht?"

Wolfgang nahm erleichtert ihre Hand und sagte flüsternd: „Sie braucht mir ja nicht zu gefallen! Hauptsache — daß Sie mir gefallen! Und Sie gefallen mir wunder voll!"

„Das ist sehr schade", meinte die Blonde nach einer Pause. „Denn ich bin nämlich die Heiratsvermittlerin, Frau Dorothea Tieck."

Es wurde lange nichts gesprochen. Erst nach einer langen, langen Weile meinte Wolfgang Seebusch lächelnd: „Dann bemühen Sie sich, bitte, nicht weiter. Ich glaube, schon das Richtige gefunden zu haben."

Spaß muß sein!

Der geleimte Rock und andere Schnurren, erzählt von Lore von Recklinghausen.

Die schöne Kunst, lustige Begebenheiten gut zu erzählen, ist auch heutzutage nicht ausgestorben. Eine Fülle von Schwänken lebt noch in der Erinnerung so mancher Volksgenossen fort. Eine lustige Förstersfrau erzählte gelegentlich diese launige Geschichte:

Mein Vater hatte einen Schneider, der für seine guten Uniformen und für seine guten Späße berühmt war. Einst bestellte Vaters bester Freund bei dem Meister einen Anzug, der zum Schützenfest fertig sein sollte. Es waren aber nur noch vier Tage Zeit bis dahin, und das ärgerte den Schneider, denn bei einer guten Arbeit will man nicht gehetzt sein. „Hättest auch zeitiger kommen können", grollte der Meister, „das Schneidern braucht seine Zeit." — Da trumpfte der andere auf: „Also, wenn ich ein Schneider wäre, dann hätte ich schon längst was ausprobiert, das der langwierigen Näherei ein Ende machte! Ich denk', da müßte man doch auch einen guten Leim erfinden können." Die Rede wurmte den Schneider, aber er sagte nichts, und der Anzug wurde pünktlich zum Schützenfest fertig. Der Kunde schloff in die neue Schützenuniform hinein, und sie saß ihm wie der Katze das Fell. „Siehst du wohl, daß es auch geschwind geht!" sagte er zum Schneider. Der lächelte freundlich.

Über den großen Umzug der Schützen ergoß sich ein fürchterlicher Regen. Doch die Männer marschierten weiter, als ob das herrlichste Sommerwetter wäre. Mein Vater ging grad hinter seinem Freunde mit dem neuen Anzug her. Als sie nun an der Tribüne mit den Ehrengästen vorbei kamen, da klaffte dem Freunde am Rock die Schulternaht auseinander, und das Hemd schaute hervor. Bald danach rutschte ein Ärmel ab, und mein Vater hob ihn auf. Die Leute ringsum lachten, denn schon lag der andere Ärmel am Boden, und dann kam das Rückenteil nach. Erst als der Schütze fast im Hemd dastand, merkte er, wie ihn der Schneider angeführt hatte.

Ja, Spaß muß sein, nur darf man nicht selber dabei hereinfallen. Das Spaßmachen muß der Reiterbauer besonders gut verstanden haben, denn von dem erzählen die Leute noch heute die lustigsten Geschichten: Kam da eine neue Verordnung heraus, daß an jedem Fuhrwerk der Name des Besitzers angebracht sein müßte. Sie wurde überall richtig durchgeführt und befolgt. Nur der Reiterbauer hatte sich eine kleine Freude für die Landjäger ausgedacht. Die liefen geschäftig auf allen Straßen herum, um die Fuhrwerke zu prüfen. Als nun einer zum Reiterbauern kam, fand er ein mächtiges Schild zwischen den Köpfen der Ochsen vorne an der Deichsel baumeln, und darauf stand: Der Name steht hinten. Hinten fand das Auge des Gesetzes wieder ein hübsches Schildchen mit der Aufschrift: Der Name steht links. Aber da hing auch nur so ein lausiges Täfelchen mit der Bemerkung, daß der Name rechts zu finden sei. Und richtig, da stand er und der Reiterbauer grinsend daneben.

Der Landjäger konnte nichts ausrichten, sah sich aber wohl um, ob er dem Bauer nicht doch eins auswischen könnte. Einmal, als das halbe Dorf im Wirtshaus saß und die Männer alle schon brav getrunken hatten, schlug der Reiterbauer mit der Faust auf den Tisch und brüllte: „Ich geh heim und zünd' an." Der Landjäger spitzte die Ohren, zumal er wußte, daß der Bauer sich gerade hoch versichert hatte; und er schlich dem Reiter nach. Richtig machte sich der Bauer auch geheimnisvoll auf dem Hof zu schaffen und trug Brennstoff zusammen. Aber dann ging er ein paar Schritte weiter zu seinem Kalkofen und brannte ihn an. Die Polizei konnte wieder nichts ausrichten, blieb aber weiter im Hinterhalt. Da nahm der Bauer eine Leiter und stellte sie bei einem Kammerfenster an. Kaum war er hineingestiegen, so schlug der Landjäger einen Mordskrach, daß alle Nachbarn aus den Fenstern schauten. Die Leute freuten sich schon, den Reiterbauern bei der Magd zu ertappen. Er war aber bei seiner eigenen Frau hineingestiegen, und da konnte ihm der Landjäger wieder nichts anhaben. —

Einen anderen Landjäger im Gebirge, bei der Grenze mochten die Bauern gar nicht leiden, denn dem entging nichts. Kein Krümel Tabak kam herüber, es sei denn, daß er verzollt war, wie es sich gehörte. Und einer, der schon einmal beim Schmuggel erwischt worden, hatte auf den braven Grenzer eine schlimme Wut. In einer regnerischen Nacht machte er sich auf, hinauf zur Nähe der Grenze, wo ein Kirchlein stand. Dort pflegte sich der Grenzer unterzustellen, wenn es draußen gar zu arg goß. Hinter dem Gitter hatte er sich auch diesmal in die Ecke gedrückt, als der Mann bei Nacht hinauf kam. Der kniete im Kapellchen nieder, goß aus einer Flasche etwas in eine Schale und begann laut zu beten für seine verstorbenen Eltern. Dazu spritzte er etwas von dem Wasser dem Landjäger drüben in der Nische ins Gesicht. Der aber dachte, es sei wohl Weihwasser, und mochte den frommen Mann nicht stören. Zudem war in der Kirche sein Platz nicht, und er mochte sich nicht zu erkennen geben. Aber die Zeit ward ihm arg lang, denn nach den Gebeten für die Eltern kamen die Großeltern daran und hernach die Urahnen und es wurde dabei gespritzt, daß dem Grenzer das Wasser nur so herunterrann.

Endlich stand der Mann auf und ging heim. Der Grenzer begab sich an seinen Posten, denn es hatte inzwischen zu regnen aufgehört. In der Morgenfrühe wurde er abgelöst; als er bei Anbruch des Tages durch das Dorf heimwanderte, lachten die Leute, wo sie ihn sahen. Er blickte an sich herunter und merkte zu seiner Verwunderung, daß er über und über voll Tinte war. Ein großer Ärger und wohl eine peinliche Buße dafür, daß der brave Grenzer einmal seinen Posten verlassen hatte!



Lustige Ecke



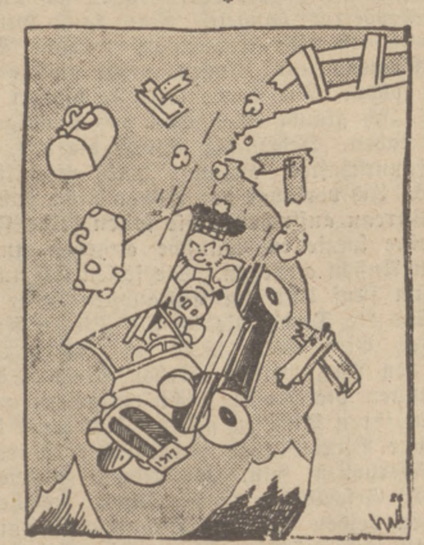
Vorsorglich.

Bei einer Bauernhochzeit waren einst die Gäste nicht wenig erstaunt, als sie im Garten vor dem Haus das Wehgeschrei der jungen Braut hörten. Als sie hinzueilten, sahen sie, wie der junge Mann seine Frau schlug, er bombardierte sie mit Ohrfeigen.

„Was tust du denn?" rief man empört, „wie kannst du deine Frau schon am Hochzeitstage schlagen?" Hat sie dir denn etwas Böses angetan?"

„Durchaus nicht", antwortete der junge Bauer, indem er seiner lieben Ehehälfte nochmals eine kräftige Ohrfeige versetzte, „ich schlage sie jetzt vollkommen ohne Grund. Aber sie soll daraus lernen, wie ich erst mit ihr umgehen würde, wenn ich wirklich einmal Grund dazu hätte . . ."

*



Schotte: „Setzen Sie doch wenigstens den Taxameter außer Betrieb!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.